

Es hat einen eigenen Reiz, bedeutende theoretische Konzepte in einen neuen zeitgeschichtlichen Kontext zu stellen. Mit dem kürzlich erschienenen Büchlein *Liebe. Eine Übung* von Niklas Luhmann wird eine solche Möglichkeit eröffnet. Anlässlich des 10. Todestages des bedeutenden Soziologen hat André Kieserling einen bislang unveröffentlichten Text von Luhmann über die Liebe aus dem Jahre 1969 herausgegeben. Er bereitet in mancher Hinsicht das 1982 erschienene Buch *Liebe als Passion* vor, ist aber, da es für eine einführende Lehrveranstaltung konzipiert war (einer *Übung*), leichter zu verstehen:

*„Anders als das sperrige Liebesbuch, das seinen Lesern nichts schenkt, kann man sich diesen Text auch in den Händen der soziologischen Laien und des systemtheoretischen Novizen gut vorstellen.“* (S. 94)

Andererseits, dies muß hier einschränkend angemerkt werden, ist der Text an manchen Stellen auch komprimierter als das Buch *Liebe als Passion*, das durch eine Fülle von literarischen Beispielen theoretische Aspekte anreichert und illustriert.

Der Text gliedert sich in fünf Abschnitte. Im ersten Teil wird Liebe in ihrer soziologischen Funktion vorgestellt und erläutert. Liebe ist nach Luhmann, ebenso wie Kunst, Wissenschaft, Macht und Geld, ein Kommunikationsmedium. Anders als die Kommunikationsmedien Macht und Geld, die sich wesentlich auf das Handeln beziehen, zielen die Kommunikationsmedien Kunst, Wahrheit und Liebe auf Sinnstiftung. Allen Kommunikationsmedien aber ist gemeinsam, dass sie zur Wahrnehmungsselektion und zur Orientierung dienen in einer zunehmend komplexen Gesellschaft..

Liebe zielt zunächst weniger auf Handlung, sondern prägt das eigene Erleben. Sie ermöglicht es damit, aus der Vielzahl von Dingen, Personen und Ereignissen bestimmte positiv besetzte Gegenstände auszuwählen. (vgl. 15 f.) Soziale Systeme, die sich auf Liebe als Struktur gründen, gehen ein hohes Risiko ein, weil sie die Individualität des erlebenden Menschen zum Bezugspunkt machen. Damit sind sie in großem Maße offen.

Anders als andere Kommunikationsmedien, z.B. *Wahrheit*, die auf Universalität zielen, bezieht sich *Liebe* auf eine Nahwelt. Dadurch ist ihre gesellschaftliche Funktion einerseits beschränkt; im Gegenzug kann sie aber ganz spezifische Funktionen und Bedürfnisse abdecken:

*„Liebe übermittelt Selektionsleistungen durch Orientierung an dem individuellen Selbstverständnis und der besonderen Weltsicht eines anderen oder einiger anderer Menschen.“* (21)

Liebe ist hier nicht eine Art Naturphänomen oder eine evolutionäre Konstante. Entsprechend verändern sich auch ihre gesellschaftliche Funktion und ihre Ausdrucksformen sowie die Möglichkeiten und Grenzen ihrer gesellschaftlichen Integration (vgl. 25).

Auf diesen Wandel und die zunehmende Spezifizierung geht der zweite Abschnitt ein. Nach Luhmann nimmt die Komplexität der Gesellschaft im Laufe der Evolution zu, damit aber auch der Prozeß der Ausdifferenzierung und der Selektion. In der Folge streben auch die verschiedenen Kommunikationsmedien auseinander: Der Mächtigste ist nicht immer auch der Reichste und die Kunst kann sich den Regeln der Wissenschaft widersetzen (vgl. 26 f.). Auch die Liebe als Kommunikationsmedium erfährt eine zunehmende gesellschaftliche Spezifizierung und übernimmt dem entsprechende Funktionen. Diesen soziologischen Wandel der Liebe versucht Luh-

mann beispielhaft an der veränderten Topologie darzulegen, auf die Begriffsfolge: „philos – philia – amicitia – amour“ (28) verweisend. Auch sie zeige an, daß die individuelle und erotische Liebe evolutionär erst zu einem späteren Zeitpunkt, nämlich zu Beginn der Neuzeit an Bedeutung gewonnen hat. Die romantische Liebe als Grundlage der institutionalisierten Ehe kann somit als eine neuzeitliche Errungenschaft gelten (vgl. 33); vorausgehende philosophische und religiöse Konzepte einer universellen Liebe konnten sich evolutionär nicht durchsetzen, sondern behielten utopischen Charakter (vgl. 30). Mit dem neuzeitlichen Konzept findet eine Ausdifferenzierung der Liebe und vor allem eine Entlastung ihrer sozialen Funktion statt:

*„Damit wird Liebe von all den Fremdfunktionen entlastet, die sie mittrug – vor allem von Funktionen der Stützung der Moral und des Rechts, der politischen Herrschaft und des wirtschaftlichen Bedarfsausgleich.“* (35)

Gleichzeitig wird Liebe aufgrund ihrer zunehmenden Spezifizierung weniger kontrollierbar und störungsanfälliger. Die Freigabe der Liebe und der Wegfall arrangierter Ehen machen es notwendig, dass sich neue Suchmuster für die Partnerwahl entwickeln. Neben idealisierten Mustern von Schönheit und Attraktivität, die durch Publikation generalisiert werden, führt dies nach Luhmann zu einer sich selbst verstärkenden Prozeßform – der Reflexivität:

*„Sie [die Liebe] wird auf sich selbst angewandt, ehe sie sich ein Objekt wählt. Man liebt das Lieben und deshalb einen Menschen, den man lieben kann.“* (38)

Damit verändere sich auch die Qualität des Gefühls – nämlich im Sinne einer Intensivierung der Fähigkeit, die Liebe zu genießen oder an ihr zu leiden.

Diese Passionierung der Liebe führt auch zu einer neuen Bedeutung der Sexualität zwischen Liebenden (Abschnitt III). Sexualität wird zur Basis der *Liebe als Passion*. Liebe als Kommunikationsmedium erhält somit auch eine organische Verankerung, welche die Wirksamkeit und die Stabilität dieses Mediums verstärkt. Dabei will Luhmann offenlassen, ob und inwieweit es eine natürliche Sexualität gibt. Unter soziologischen Gesichtspunkten ist interessant, daß Sexualität modifiziert werden kann und eine spezifische Funktion erhält. *Liebe als Passion* belegt in Folge die Sexualität mit Exklusivität, d.h. den Ausschluss Dritter. Das hat verschiedene interessante Konsequenzen: Es führt zum einen zu einer Indifferenz gegenüber anderen potentiellen Partnern/Partnerinnen; zum anderen können Wartezeiten mit Erwartung überbrückt werden (vgl. 48 f.). Die Erwartung bzw. die vorgestellte Erfüllung macht die Liebe wiederum reflexiv, d.h. verändert die Art und Qualität eines Gefühls sowie das Sich-Verhalten dazu.

Die Chancen und Risiken der *Liebe* als Strukturprinzip werden in den Abschnitten vier und fünf erörtert. *Passion* ist ein höchst labiles Systemprinzip, insofern sie nicht berechenbar oder voraussagbar ist. Entsprechend finden sich in der institutionalisierten Liebe auch widersprüchliche Strukturelemente wieder: Freiheit und Zwang, Impulsivität und Kontinuität. Die daraus resultierende Sorge, die institutionalisierte Liebe könnte zu einem unkontrollierbarem Auf und Ab in Ehe und Familie führen, erwies sich dagegen als weitgehend unbegründet. Luhmann führt dafür folgende Gründe an: Die spontane Attraktivität wandelt sich mit zunehmender Dauer einer Beziehung zu einem Schon-verständigt-Sein, einem Miteinander-Funktionieren. Die Beziehung bekommt eine gemeinsame Geschichte, die ihrerseits systemstabilisierend wirkt (vgl. 58 f.). Insofern muß institutionell auch gewährleistet sein, daß die Spielräume groß genug sind, um den Beteiligten einer Partnerschaft bzw. Ehe die Möglichkeit zu geben, eine eigene Systemgeschichte ausbilden zu können. Dessen ungeachtet erfordert *Liebe als Passion* ein hohes Maß an psychischem Leistungsvermögen und ist entsprechend störungsanfällig.

Eine Modifikation und Entdramatisierung findet sich in der amerikanischen Institution der „companionship“, die statt der Passion gemeinsame Aktivitäten in das Zentrum einer Liebesbeziehung rückt. Nach Luhmann vielleicht das Folgemodell der *Liebe als Passion*.

Denn *Liebe als Passion* sieht sich mit besonderen Problemen konfrontiert: „*Liebe ist nicht nur qua Ideal, sondern auch qua Institution eine Überforderung der Gesellschaft. Diese Lage erfordert einerseits ein gutes Maß an nichtmitinstitutionalisiertem common sense auf seiten der Liebenden, zum anderen Toleranzen für sie in anderen gesellschaftlichen Sphären, vor allem einen wirksamen politischen Schutz der Intimsphäre.*“ (67).

Nur wenn *Liebe als Passion* mit ihrer Impulsivität und den individuellen moralischen Wertvorstellungen auf die Nahwelt begrenzt bleibt, ist sie im Gesellschaftssystem tragbar. Geschieht dies nicht, führt dies zu erheblichen Störungen der Teilsysteme und des gesellschaftlichen Gesamtsystems. (Als Beispiel führt Luhmann an, daß die Frau des Ministerialrats nicht aus Liebe zu ihrem Mann bei dem Vorgesetzten auf seine Beförderung drängen darf, vgl. 67.)

Liebe als Institution deckt sehr viele zwischenmenschliche Bedürfnisse ab und stellt erhebliche Ressourcen bereit, indem sie zum Ausgleich und zur Sättigung beiträgt, so daß das Individuum in anderen sozialen Systemen (z.B. der Arbeitswelt) funktionieren kann. Andererseits entzieht sie anderen Systemen auch bestimmte Ressourcen (z.B. Formen der Nähe, zwischenmenschliche Wärme).

In der Abschirmung und Abgrenzung von anderen Teilsystemen ermöglicht die *Liebe als Passion* gleichzeitig eine Kontrolle über das Individuum. Denn nur hier ist der einzelne zu Hause, kann sich in verschiedenen Rollen zeigen und ist damit auch überschaubar. Gleichzeitig ist diese Kontrolle nur gewährleistet, solange der Freiraum als Freiraum gekennzeichnet und geschützt ist.

Der Text endet mit Fragen, ob und in welcher Weise unsere Gesellschaft zur *Liebe als Passion* erziehen kann und problematisiert insbesondere die defizitäre Sexualerziehung.

Was ist nun der Gewinn und der Reiz einer solchen Lektüre vierzig Jahre nach seiner Entstehung? Zum einen macht das Büchlein mit grundlegenden soziologischen und systemtheoretischen Überlegungen vertraut. Zum anderen ermöglicht es die historische Distanz, die soziologischen Prognosen und die von Luhmann angesprochenen Folgeerscheinungen einer *Liebe als Passion* zu überprüfen. Interessanterweise wurden ja zur Zeit der Textentstehung bzw. in den Folgejahren alternative Beziehungsmodelle zur Ehe und zu einer institutionalisierten *Liebe als Passion* erprobt (z.B. offene Paarbeziehungen oder Beziehungen auf Zeit). Eine aktuelle soziologische Untersuchung zur gegenwärtigen Lage einer *Liebe als Passion* steht noch aus. Zwar weist manches auf einen zunehmenden Pluralismus von Liebes- und Beziehungsmodellen hin, die *Liebe als Passion* scheint sich aber trotz zunehmender Rollenveränderung und Rollenkonfusion einer relativen Stabilität zu erfreuen. Dies müßte genauer analysiert und empirisch überprüft werden.

In einer Zeit, in der systemtheoretische Überlegungen – zumindest in Bezug auf die Nahwelt – nicht mehr en vogue sind, sondern in der Globalisierungs-Diskurse und die Bedeutung des Internets das Denken resp. die Kommunikation bestimmen, schärft dieser Text den Blick auf Kommunikation in ganz eigener Weise.

Esther Grundmann, Tübingen

